

Oberösterreichische Heimatblätter

Herausgegeben vom Institut für Landeskunde von Oberösterreich
Schriftleiter: Dr. Franz Pfeffer

Jahrgang 19 Heft 3/4

Juli-Dezember 1965

INHALT

Seite

Burgensterben. Über den Verfall unserer Burgen und Schlösser (Walter Neweklowsky)	3
Osternach ist eine „eigene Republik“. Ein volks- und heimatkundlicher Splitter aus dem unteren Innviertel (Josef Andessner)	39
Stefan Fadinger und Christoph Zeller. Ihre Familien und ihre Heimat (Hans Fattinger)	49
Osterbräuche in Stroheim (Franz Mühlbauer)	61
Die Pfarrkirche und ehemalige Schloßkapelle zum heiligen Pankratus in Sigharting (Rupert Ruttmann)	67
Die Hallstätter Godenschale (Friedrich Morton)	nach Seite 80
Der „Bauernhügel“ zu Pinsdorf (Josef Jebinger)	81
Zur Geschichte der Greiner Stadtbrunnen (Gustav Brachmann)	84
Schrifttum	96

Beilage

Otto Kampmüller: Oberösterreichische Kinderspiele. Schriftenreihe des
Institutes für Landeskunde von Oberösterreich 19.

Osternach ist eine „eigene Republik“

Ein volks- und heimatkundlicher Splitter aus dem unteren Innviertel

Von Josef Andessner (St. Martin im Innkreis)

Eingebettet zwischen die vom Hochschachen nach Süden auslaufenden Hänge des Eichberges und des Tannets und die nach Norden zu fallende Seite des Troßkolms liegt im Gemeindegebiet von Ort im Innkreis das Dörfchen Osternach am gleichnamigen Bach. Eigentlich müßte es ja heißen, an der Osternach liegt das gleichnamige Dorf, doch würde diese Ausdrucksweise keinem echten Osternacher behagen. Damit ist schon eine wesentliche Eigenart der Dorfbewohner angedeutet, die weitem etwas im Ruche der „B'sunderen“ stehen. Tatsächlich war noch bis in die jüngste Zeit die Anzahl der Originale in Osternach prozentuell gewiß höher als in anderen Dörfern der Umgebung. Den Lokalpatriotismus, riesengroß übertrieben und doch liliputanerhaft nur auf das kleine Dörfchen beschränkt, beleuchtet eines der beliebten geflügelten Worte der Dörfler: „Osternach, Wien und Paris sind die bedeutendsten Städte der Welt.“ Kein Osternacher gibt als seine Heimat Ort im Innkreis an, obwohl sein Dorf dieser Gemeinde zugehört. Neben dieser Urwüchsigkeit der Osternacher sind aber an Besonderheiten des Dorfes noch mindestens zwei zu erwähnen: ein altes Kirchlein und ein unbedingt sehenswertes privates Heimathaus.

Wenn ich zunächst daran gehe, den Osternacher irgendwie zu charakterisieren, so möchte ich von vornherein betonen, daß dies lediglich ein Versuch ist, denn eine – wenn auch kleine – Gemeinschaft von Menschen über einen Leisten zu schlagen, ist nun einmal nicht möglich, weil jeder einzelne Mensch – um so mehr der Mensch im Dorf, der seinen Individualwert noch erfaßt und hochhält – einen Typus für sich darstellt. In unserer Zeit ist dies freilich nicht mehr und nicht immer so leicht erkennbar, da die Menschen des Industrialismus und der Technisierung mehr als je in eine Uniformität gedrängt werden, die jeden ausgeprägten Individualisten kopfscheu machen könnte. Darum fiel es mir ja gerade auf, daß sich in Osternach der Unterinnviertler Menschenschlag der früheren Zeit relativ rein und gut erhalten hat, in Osternach, von dem es überall in den umliegenden Dörfern heißt, daß es eine „eigene Republik“ bilde.

Die Größe der Dorfbewohner ist durchwegs auf ein Mittelmaß beschränkt, sie ist förmlich ein Abbild ihrer Wirtschaften, die auch in keinem Fall den Titel Großbauernhof oder gar Großgrundbesitz erreichen. Die Männer sind meist untersetzt, in jüngeren Jahren schnig bis muskulös, in voranschreitendem Alter mitunter etwas zur Volleibigkeit neigend. Bei den Frauen wirkt sich die schon zur Zeit der Kindheit einsetzende Arbeitsüberlastung ungünstig aus und zerstört die jugendliche Weichheit und Harmonie der äußeren Formen. Auch die Mechanisierung der Landwirtschaft schuf in dieser Beziehung keine Erleichterung oder gar Abhilfe, sie schränkte nur die Zahl der zu speziellen Arbeiten notwendigen Kräfte ein, nicht die Intensität der Arbeit. Oder anders ausgedrückt: Die Qualität der Arbeit blieb dieselbe, abgenommen hat lediglich die Quantität der an der Arbeit Beteiligten. So formte und formt die Art der Arbeit das äußere Bild des Arbeiters, aber selbstverständlich auch sein inneres. Nur darf man hier nicht logisch vom äußeren das innere Bild ableiten. Für das innere ist die Härte und Strenge der Arbeit unmaßgeblich, es wird vielmehr geprägt von der Einstellung zur Arbeit an sich, durch die Freude an und mit der Arbeit, vor allem aber auch durch die Beschaffenheit des Raumes, in dem sich die Arbeit vollzieht.

Wenn man nun von der geradezu barocken Gestalt der Landschaft in und um Osterach – sie bildet ja im großen und ganzen den Arbeitsraum – auf die innere Beschaffenheit der in ihr beheimateten und arbeitenden Menschen schließt, dann stimmt das ungefähr.

So sind die Osternacher größtenteils noch „richtige“ Innviertler: Mehr derb als fein, gefällig, aber nicht untertänig, impulsiv und leicht zu begeistern, dem Fremden gegenüber nicht mißtrauisch, sondern anschlufbereit und aufgeschlossen, bei der Arbeit fleißig und ausdauernd, aber nicht hastig, eher behäbig, sie überstürzen nichts, sind aber gründlich in ihrem Tun. Ebenso bereit und ausdauernd sind sie aber auch beim Feiern von Festen, die sie möglichst zahlreich in ihren Alltag einschieben. Einmal ist es ein kirchliches Fest, dann wieder ein Vereinsfest – meist von der Feuerwehr –, schließlich wieder ein besonderes Familienfest, das ihr Arbeitsleben auflockert und erhellt. Dabei muß es selbstverständlich hoch hergehen und vor allem auch ziemlich laut, wofür Musik, Tanz und Gesang – in früheren Jahren auch häufig eine zünftige Rauferei mit auswärtigen Zechen – zu sorgen haben, beziehungsweise zu sorgen hatten. Im Wirtshaus geht der Innviertler richtig aus sich heraus, hier zeigt er seinen ganzen Witz, seine schelmische Art, die ihm aus seinen verschmitzten Augen blinzelt, seine überschäumende Kraft und auch etwas seinen Hang zum „Aufschneiden“.

Mag sein, daß dieses Bild nicht ganz der Wirklichkeit entspricht, es ist ja von einem gebürtigen Hausruckviertler entworfen. Und der Hausrucker sieht doch den Innviertler aus jedem seiner beiden Augen anders. Das eine blickt wohl anerkennend auf die Tüchtigkeit und die Erfolge der nördlichen, ehemals bayerischen Nachbarn, das andere etwas nörglerisch bis neidisch auf die lebensfreudigere Haltung, auf die fruchtbareren und größeren Felder und Wiesen, auf das erdverbundene, breite und satte Bewußtsein des Besitzes und Reichtums der Innviertler, deren letztere Eigenart er gerne als Großtuerei bezeichnet.

Wieso kommt es nun, daß wir in diesem Dörfchen die bajuwarischen Eigenheiten in verstärkterem Ausmaß als anderswo noch antreffen? Hiefür sind sowohl landschaftliche als auch historische Gründe maßgebend. Osternach liegt in einer beckenartigen Erweiterung des Osternachtales, die noch vor nicht viel mehr als hundert Jahren rundherum von Wäldern, die sich teilweise auf dem Eichberg, im Tannet und auf dem Troßkolm bis in die Gegenwart erhalten haben, umfriedet und abgegrenzt war. Wie Berge, Moore und Flüsse bedingen auch Wälder eine gewisse Abschließung von den umgebenden Gebieten. Historisch gesehen stand das Dorf im Laufe der Jahrhunderte immer unter einer anderen Herrschaft als die umliegenden Orte St. Martin im Innkreis, Ort im Innkreis, Eggerding und Lambrechtchen. In diesem Zusammenhang sei kurz die geschichtliche Entwicklung Osternachs beleuchtet, die uns auch zur zweiten Besonderheit des Dorfes, dem alten Kirchlein, führen wird.

Durch einen Schenkungsbrief (datiert vom 12. August 903) des Königs Ludwig kam „Ostarunaha“ zusammen mit anderen Gütern im heutigen Innviertel an das Hochstift Passau. Der bedeutende Geschichtsschreiber des Innviertels, Propst Konrad Meindl von Reichersberg („Ort an der Antiesen“, Josef Buchersche Buchdruckerei, Passau, 1872), leitet zwar aus dem in der Urkunde aufscheinenden Beisatz „in Matahgow“ den berechtigten Zweifel ab, ob es sich dabei um dieses Osternach gehandelt habe, das doch im Rottgau lag. Diese Skepsis dürfte aber behoben werden durch die Tatsache, daß unser Osternach ständig ein passauisches Lehen war, während das eventuell noch in Frage kommende Osternach im heutigen Gemeindegebiet Peterskirchen etwas später als salzburgisches Lehen vermerkt ist. Ganz einwandfrei beweisen jedoch Urkunden aus dem 12. und 13. Jahrhundert die Existenz

dieser Siedlung unter dem Ministerialgeschlecht der Osternacher, deren Namen häufig in den Urkunden der Stifte St. Nikola, Passau, Erla, Formbach und Reichersberg genannt werden, so um 1130 Hartmann de Osternah, um 1140 Egilolfus de Osternahe, Richer, Bernhard, Wicpoto, Odalricus, Wernhard und Fridericus de Osternai, Ekkericus de Osterna, um 1150 Herrant de Osterna, 1169 Poppo de Osternah, um 1180 Leo de Osterna und Eberwin de Osternah, und im Jahre 1278 Chunradus de Osterna.

Zu Beginn des 14. Jahrhunderts dürfte das Geschlecht ausgestorben sein, da sich keinerlei urkundliche Hinweise mehr finden. Konrad Meindl nimmt an, daß Osternach vorübergehend in den Besitz der Morspacher kam, da diese sich als besondere Wohltäter an der Kapelle des St. Vitus in Osternach betätigten. Am 16. November 1375 übergab Reichhart von Morspach den Chorherren von Reichersberg, die ja die dem Dorf Osternach unmittelbar benachbarte Pfarre Ort innehatten, zwei Höfe, die Hube und Fischweide in Hübing, zwei Güter zu Pommansberg und das Holz Puchach auf dem Eichberg unter der Bedingung, daß sie zum Seelenheil des Leonhard von Morspach und seiner Verwandten die bestimmten Jahrtage im Gebete begehen sollten, „auch soll man alle Jahr geben Ewigleich gen Osternach dem heiligen herrn Sand Veith zwei Pfund Wiener Pfening, darumb der Pfarrer von ort soll sprechen alle Wochen zwo Mess, wen er dess die Mess mag haben...“.

Ein Gerichtsbrief vom 10. März 1406 entschied einen Streit um die Lehensherrschaft Osternach zwischen Konrad dem Kuchler und dem Grafen Georg von Ortenberg zugunsten des Kuchlers. In Osternach selbst, das damals schon Hofmark genannt wird, besaß zu dieser Zeit ein sogenannter Propst die richterliche Gewalt. Diesem Propst namens Lienhart verkauften Hans und Konrad Kuchler mit Beibehaltung des Rückkaufsrechtes am 12. November 1420 ihren gesamten Zehent im Schärdinger Gericht. Am 2. Dezember 1438 vermachten die Kuchler neben anderen Gütern auch Osternach dem von ihnen gegründeten Kollegiatstift Mattighofen. Nun blieb die Hofmark Osternach, welche 1447 vom Passauer Bischof Leonhard von der Lehenschaft befreit wurde, bis zur Aufhebung des Untertänigkeitsverhältnisses der Bauern im Jahre 1848 beim Stift Mattighofen.

Auch nach 1848 sorgten die Osternacher vorbildlich für ihre Kirche, die – 1444 wegen Bau-fälligkeit neu errichtet – auf jeden Fall ein ehrwürdiges Alter besitzt, wenn man auch ihr genaues Gründungsjahr nicht kennt. Es dürfte nicht in vielen oberösterreichischen Dörfern von der Größe Osternachs (etwa 50 Häuser) eine ebenso alte und ebensolche Kapelle bestehen, abgesehen von verschiedenen Votivkapellen oder Jubiläumskirchlein mancher Klöster, zum Beispiel Kremsmünsters. Die Kirche in Osternach stärkte und stärkt noch heute das ohnehin schon vorhandene Gefühl der Selbständigkeit und Unabhängigkeit in den Dorfbewohnern. Und ohne die Gläubigkeit der Osternacher bezweifeln oder deren Grad schmälern zu wollen, wird dieses Bewußtsein der Eigenständigkeit des Dorfes wiederum mit dazu beigetragen haben, auf keinen Fall die Existenz der Dorfkirche gefährden oder sie gar endgültig beseitigen zu lassen, wenn dies auch oft mit großen Schwierigkeiten und finanziellen Opfern verbunden war.

Nachdem am 30. Juli 1786 die Filialkirche behördlich gesperrt worden war, gab es begreiflicher Weise im Dorfe Aufregung und Empörung, nach oben hin Petitionen. Die Regierung gab am 21. April 1787 nach und bewilligte, daß die Kirche „jedoch nur ohne jemalliger Zuziehung eines Geistlichen zur blossen privat Andacht der Gemeinde und lediglich nur mit einem Altare, einigen Leuchtern und denen Bettstühlen offen zu lassen sei, wenn die Gemeinde bei dieser Kirche ein hinreichendes Vermögen zu ihrer Unterhaltung auszu-

weisen vermag“. Diese Bedingung wurde erfüllt, als sich am 29. September 1787 die Hofmark verpflichtete, für die Instandhaltung der Kirche gemeinschaftlich und ohne öffentliche Beihilfen aufzukommen. In den Jahren 1797 bis 1799 kämpfte das Dorf erfolgreich gegen eine Anordnung des Kreisamtes, das die Ablieferung der beiden Glocken befohlen hatte. Freilich konnte nicht verhindert werden, daß 1805 und 1809 die Kapelle als Heumagazin für die Truppen dienen mußte. Die Benützung des Kirchleins für so profane Zwecke und der Zahn der Zeit machten gründliche Renovierungen erforderlich, die 1829 und 1870 erfolgten. 1909 wurde die Kirche neu ausgemalt, 1933 eine Orgel angeschafft, 1937 gab es wieder eine größere Kirchenreparatur, ebenso nach dem zweiten Weltkrieg 1945. Von den im Jahre 1799 vor der Beschlagnahme geretteten Glocken mußte eine im ersten Weltkrieg geopfert werden. 1924 kaufte man dafür wieder eine neue an, im zweiten Weltkrieg wurden beide weggenommen. 1947 konnten die beiden neu erworbenen Glocken geweiht werden, im selben Jahr wurde eine neue Orgel eingebaut, 1951 erneuerte man den aus dem Jahre 1829 stammenden Turm. Die Lasten trug jedesmal zur Gänze die Bevölkerung von Osternach. Auch heute noch wird das Opfer- und Sammelgeld von einem Ausschuß des Dorfes verwaltet und zur Erhaltung der Kirche verwendet.

Die Kapelle birgt keine großartigen Kunstschatze, jeder Kunstkenner wird ihr wahrscheinlich enttäuscht den Rücken kehren. Doch möchte ich sagen: Wenn das Kirchlein auch dem Kunstliebhaber nicht sehenswert erscheint, so ist es doch als ein jahrhundertealtes Denkmal dörflicher Gläubigkeit und dörflichen Zusammenhaltens sehenswert. Darum kann man es den Osternachern nicht verübeln, daß sie im Jahre 1953 den tausendjährigen Bestand ihrer Dorfkirche festlich begingen, wenn auch das Gründungsjahr nicht feststeht; es entspricht eben ihrer Art, die Feste so zu motivieren und zu feiern, daß es sich „auszahlt“.

„Ausgezahlt“ hat sich auch ein besonderes Familienfest in Osternach am 11. Juni 1962, als zwölf Geschwister vom „Bachschalagut“ ihre gemeinsame „800-Jahr-Feier“ begingen. Schon vor mehr als fünfzig Jahren war ihr Vater frühzeitig verstorben, so daß die Mutter der sechs Söhne und sechs Töchter, die „Bachschalabäuerin“, die insgesamt achtzehn Kindern (neun Buben, neun Mädchen) das Leben geschenkt hatte, von denen aber sechs im Kleinkindesalter gestorben waren, eben nicht nur die Verantwortung für die Erziehung der zum Teil noch in recht jungen Jahren stehenden Kinder, sondern auch die Last der Bewirtschaftung des Bauernhofes zu tragen hatte. Und unter diesen Bauernsöhnen befindet sich jener Mann, dem das Dorf die dritte angeführte Besonderheit, das Heimathaus, verdankt. Baumeister Alois Reinthaler, der seit vierzig Jahren in Salzburg berufstätig ist, erwarb schon vor etwa zwanzig Jahren eine alte, kleine Kapelle neben dem seiner Schwester Karoline Reinthaler gehörigen Wohnhaus in Osternach. Sie wurde gründlich renoviert und 1948 dem Gedächtnis der verstorbenen Eltern gewidmet. 1960 kaufte er die alte, dem Verfall preisgegebene Dorfschmiede und ließ sie größtenteils niederreißen. Durch einen gefälligen Neu- beziehungsweise Anbau in dörflichem Stil schuf er Raum für seine seit der Jugendzeit gesammelten Relikte einer versunkenen Bauernwelt. In Alois Reinthaler haben wir ein Beispiel für einen Bauernsohn, der wohl in die Stadt zog, aber sozusagen seine Wurzeln aus der Heimat Erde nicht zu lösen vermochte und dies durch die Gestaltung eines privaten Heimathauses dokumentierte.

Das Heimathaus, das von Karoline Reinthaler liebevoll betreut wird, besteht aus einem eigentlichen Haus mit fünf Schauräumen, an das sich nach Osten zu eine große, überdachte, nach Süden zu offene Halle anschließt. Abgesehen von einigen Kleinigkeiten befinden sich

im „Museum“ (wie es den Osternachern anscheinend besser im Ohre klingt!) lauter bodenständige ehemalige Lebensnotwendigkeiten der Innviertler Bauernschaft.

Da stehen zunächst in der Freihalle als alte Symbole des Bauerntums zwei hölzerne Pflüge mit handgeschmiedeten Scharen, Sechsmessern und Bändern, daneben liegen primitive Eggen und eine etwa 150 Jahre alte, plump aus Holz geformte Ackerwalze („Feldwalker“). Eine beachtliche Sehenswürdigkeit scheint mir hier auch ein besonders großer Göppel zu sein, an dem fast alles, also auch die Zahnräder, die Transmission und das Vorgelege, aus Holz besteht. Lediglich ein paar Eisenbänder binden das große Zahnrad an den Göppelstamm. Stammt dieser Göppel aus Diersbach, so war sein jüngerer, stählerner Nachbar einst „in der Stelzen“ (Kobernaufen) in Betrieb. Ein ebenfalls aufgestellter „Dampfer“ für eine Dreschmaschine wurde 1890 von der Firma „Marshall sons & Comp. Limited Engineers“ in Gainsborough, England, fabriziert und tat bis zu seiner „Pensionierung“ in Mehrnbach Dienst. Von den handbetriebenen Windmühlen, wie sie früher zum Reinigen des Getreides von Spelzen, Spreu und Unkrautsamen verwendet wurden, besitzt auch eine schon das ansehnliche Alter von 113 Jahren.

Die Innviertler haben wesentlich mit dazu beigetragen, daß der Oberösterreicher gerne als „Mostschädel“ bezeichnet wird. Diesem Umstand wird in der Schauhalle Rechnung getragen, und wir finden hier einige, zum Teil reich mit Schnitz-Zieraten versehene Obstmühlen mit den großen, granitenen Mahlsteinen und Obstpressen. Eine Obstmühle aus Lambrechten weist besonders schöne Blumen- und Blattornamente an der Vorderseite auf, ihr „Schöpfer“ schnitzte auch einen Spruch und den Namen des Besitzers ein:

„Es gibt viele g'scheide Leut
die müßen alles sehen

1837

Weñ meine Arbeit nicht gefällt
der kañ schon wieder gehen
Joseph Streif“

Es lohnt sich aber, stehenzubleiben und diese Arbeit zu betrachten, ebenso eine der hölzernen Mostpressen, welche drei Spindeln aufweist und im Jahre 1856 für „Joseph und Mari Schwarz“ (Heiligenbaum, Gemeinde Mayrhof) angefertigt wurde. Eine andere mit eingeschnitzten christlichen Symbolen trägt die Jahreszahl 1834 und sorgte im „Ochsenkerngut“ in Hart (Gemeinde Reichersberg) für die auch damals notwendige „Landessäure“. Die Brandbekämpfungsmöglichkeit in früheren Jahren zeigen zwei Handpumpen, von denen die ältere Albert Samassa in Laibach ursprünglich für die k. k. Staatsbahnen lieferte. Sie war im Bahnhof Antiesenhofen stationiert. Wir dürfen nicht vergessen, daß auch auf der am 23. Oktober 1877 eröffneten Bahnlinie Attnang-Ried-Schärding, auf der selbst heute noch nicht die neuesten Lokomotivmodelle die Zügeln ziehen, früher der Funkenflug noch viel ärger war, sodaß sich die Bahnverwaltung genötigt sah, durch Anschaffung von Feuerwehrgeräten und deren Stationierung in gewissen Streckenabständen der erhöhten Feuersgefahr vorzubeugen. Die Spritze wurde später vom Parzerbauern in Hübing angekauft. Das jüngere Gerät erzeugte die Firma Rup. Gugg und Söhne, Braunau und Linz an der Donau, im Jahre 1897. Es wurde von der Freiwilligen Feuerwehr Troßkolm (St. Martin im Innkreis) bis in die dreißiger Jahre im Bedarfsfalle verwendet. Die Halle birgt außerdem einige „Steirerwagerl“, die hier auf dem Lande noch vor wenigen Jahrzehnten die häufigsten

Verkehrsmittel zur Personenbeförderung darstellten, ebenso eine Kutsche, die meist nur zu besonders festlichen Anlässen (Hochzeit, Primiz u. ä.) benützt wurde. Einige Schlitten, eine hölzerne Drehbank, deren Erzeuger ein sehr geschickter Bastler gewesen sein muß, mehrere prächtige Pferdegeschirre und etliche Ochsenjochs sind weitere Schaustücke. Im Vorraum zur ehemaligen Schmiede zieren alte Träume die Decke. Ein schwerer Bauern-tisch, umgeben von Bänken, steht in der Ecke, über ihm hängt eine schöne Petroleumlampe. Aus dem Herrgottswinkel sieht segnend ein holzgeschnittener Kruzifixus. Als Verbindungstür zur früheren Werkstatt ist eine „Troadkastentür“ vom „Schwertfärbergut“ eingesetzt, ein wuchtiges Holzgebilde mit massivem Holzschloß, zu dessen Sicherung gegen eventuelle Einbrecher in die Tür etwa 600 bis 700 handgeschmiedete Nägel eingeschlagen wurden, deren Kopfdurchmesser 1 bis 3 Zentimeter mißt. Ein kleines Türl am unteren Rande ermöglichte es den Katzen, mit diebischen Mäusen im Getreideboden aufzuräumen. Amboß und Hämmer, Esse und der an der Stirnseite eingebaute Baum der Schmiedebrücke, einstmals zum Anhängen der Rösser verwendet, verraten noch heute den einstigen Zweck des nächsten Raumes. Seine Wände schmücken einige Hinterglasmalereien und Votivbilder. In ihm stehen drei schön bemalte Bauernkästen (1811, 1832, 1877), die eine Sammlung alter Taschenuhren, geblumtes Geschirr, Krüge und Plutzer, Alt-Innviertler Trachten sowie eine Reihe von Bildern aus der Säuglingszeit der photographischen Kunst bergen. Einer von ihnen trägt als Aufschrift den glühenden Liebeseufzer:

„Mein Herz bred als wie ein Glut
und Frage waß das deine dut
wan daß dein ist wie das mein
so wird die Lieb bestädig seyn
angehörig Elenora Knechtenstorferin
anno 1811“

Ein hier aufgestelltes, vom längst verstorbenen Dorftischler Jakob Englputzeder angefertigtes Harmonium (er hat deren mehrere gebaut!) ist zwar heute ein Kuriosum, beweist aber, daß auch auf dem gewerblichen Sektor (es gab ja im Dorf alle für den bäuerlichen Bereich notwendigen Handwerker!) in Osternach eine gehörige „Autarkiebestrebung“ herrschte. Der größte Raum des Hauses im Neubau zeigt die Bauernstube und das „Stübl“ (Schlafzimmer). Der Herrgottswinkel, der im Stubenteil die Eßecke mit Tisch und Bänken abschließt, weist eine Holzvertäfelung auf, in die Inschriften und Illustrationen aus Bauernkastentüren eingesetzt sind. Da heißt es in vier verschiedenen Feldern:

„Sey niemals gar zu stolz auf dein Vermügen
Und weñ es noch so herlich blüeht
Ein Feierfungen den man schir nicht sicht
kañ es und dich damit in asche legen“

*

„Der Vogel in der Luft sang seinem Gott
Ein dang und Ehren Lied
der faule Mensch wird gleich ist nicht spott
Von Lobe Gottes müd“

*

„Damit die Erde uns und unsern Herden
Erwünschte Nahrungs Früchte bringt
Muß sie mit vielem Schweiß gebauet werden
Sie doch was Müß und Fleiß nicht zwingt“

*

„Sieh auch das Wasser gibt uns speisen
Fische von verschiedner Art
Drum sollen wir den Schöpfer preisen
Welcher keine Wohlthat spart“

In einem originellen Kasten (1877) mit zwei Bildern von wichtigen Bauernheiligen, dem hl. Florian und dem hl. Georg, finden wir zum Teil handgeschriebene Gebetbücher, Andachts- und Erbauungsbücher, Heiligenlegenden, Predigtsammlungen, Wachstöckl, Sterbekreuze, Sterbe- und Wetterkerzen und als besondere Attraktion ein altes Zauberbüchl. Die zum Kasten gehörige Truhe steht daneben. Das Ehebett und der Kleiderkasten mit Innviertler Bauerngewändern wurden für „Melchior Veronika Kellner 1867“ geschreinert. In der aus Weidengerten geflochtenen, mit buntem Stoff austapezierten Wiege mit hölzernem Untergestell verbrachten die achtzehn Kinder der Bachschala-Eheleute sowie einige von ihren Enkelkindern den ersten Abschnitt ihres Lebens.

Sehr reichhaltig ist die Sammlung von bäuerlichen Handwerkzeugen in einer der beiden Dachkammern, zu denen ein gefälliger Stiegenaufgang aus dem Werkstättenraum führt. Wir sehen hier eine „Hoanzlbänk“ mit Reifmessern, etwa 80 Hobel verschiedenster Art, Bund- und Breithacken, eine Schublehre für Rundholzmessung, ungefähr zehn verschiedene Waagen, Maus-, Ratten- und Bisamfallen unterschiedlichster Systeme, Bienenkörbe und Imkergeräte, Schafscheren (Bienen- und Schafzucht waren ja früher weitaus mehr verbreitet!), Metzen und „Moitern“ (Malter), Werkzeuge der „Körblzäuner“ (Korbflechter), Stroheckersäbel, Laternen und Lampen, Mostheber und ein „Zechfasser!“, dessen frühere Aufgabe es war, auf dem Wege zu oder von Veranstaltungen mit seinem Bier- oder Mostinhalt den Durst der Zechburschen zu stillen. Aus dem Arbeitsbereich der Bäuerin finden wir Wiegemesser (in erster Linie zum Zerkleinern von Fleisch für Leber- und Blutwürste), Kaffeeröster und Kaffeemühlen, irdene Kuchenformen, Butterfässer, Mörser, Walker mit Walkerbrett (Vorläufer der Bügelmaschine!), Bügeleisen und primitive Handnähmaschinen. An alten Gewicht- und Pendeluhrn vorbei führt ein Gang zur zweiten Dachkammer. Hier steht zunächst eine weitere „Stübl-Garnitur“, bestehend aus einem Kastenbett (von den Osternachern fälschlich „Himmelbett“ genannt!) und einem ebenso bunten Kasten von 1838. Der übrige Teil des Raumes ist Geräten und Werkzeugen vorbehalten, die fast zur Gänze in der Scheune Verwendung fanden, wie zum Beispiel verschiedene Schneidbänke und Schneidstöcke zum Häckseln von Heu, Klee oder Stroh oder sogenannte „Heutretter“, mit denen man „Rütter“ (verwirrte Knäuel in Heu- oder Getreidestöcken) in den „Örtl“ (Abteile der Scheune rechts und links von der Tenne) zerschnitt, indem man mit dem Fuß auf sie trat.

Kurios wirkt hier ein großmächtiger hölzerner Krauthobel mit Zuführungsrinne. Er vermochte wohl bedeutende Mengen Krautes zu bewältigen, und das war bei dem früheren, großen Personalstand und dem weitaus größeren Sauerkrautkonsum im Innviertler Bauern-

haus notwendig. „Viel Kraut, wenig Krank!“ (Viel Kraut, wenig Krankheit) hieß es einstmals, „Kraut aus der Kübel hilft geg’n neunerloa Übel“, sagt man noch heute. Wintersüber gab es jeden Tag gekochtes und abgeschmalzenes Sauerkraut als „Vorsupp’n“ (Suppe). Sauerkraut aß der Innviertler zu fast allen in Schmalz gebackenen Mehlspeisen (zumeist Germ-Mehlspeisen), wie „bachene Knodn“ („gebackene Knödel“ = Bauernkrapfen), „Rohrnudeln“ (Buchteln ohne Marmelade- oder Obstfüllung), „bachene Mäus“, „Straub’n“, „Hasenöhrl“ u. ä. Dieser häufige Genuß von Sauerkraut bot einen gesunden Ausgleich zu der sonst recht einseitigen Ernährung mit gebratenem „Surfleisch“ (eingepökelttes Kübelfleisch). Außer diesem Schweinefleisch kamen selten andere Fleischsorten (Rind-, Kalb-, Ziegen- oder Schafffleisch) auf den Tisch, auch Geflügel gab es meist nur zu besonderen Anlässen.

Den Abschluß bilden Werkzeuge und Geräte für die Flachsbearbeitung, die nunmehr im Innviertel schon so gut wie unbekannt ist. Um „Sunnawend“ wurde der „Haar“ mit den Fingern „angebaut“, nach dem „Aufgehen“ („Hergehen“ = einsetzendes Wachstum) mußte er mehrmals „übergangen“ (gejätet) werden. Kurz bevor die Samen reif wurden, begann die Ernte, „s Hoarfanga“. „D’ Stammerl“ (Flachspflanze samt den Wurzeln) brachte man nach dem Trocknen auf dem Felde, zu „Binkeln“ gebunden, mit dem Pferdewagen nach Hause, nachdem man vorher, um den Verlust von Samen zu vermeiden, die Wagen sorgfältig mit Plachen ausgelegt hatte. Dann ging’s im Stadel ans „Riffeln“, was mit Hilfe des langen Riffelbaumes und der Riffelbretter mit den eisernen, nagelähnlichen Zähnen geschah. Dadurch wurden die „Boi’n“ oder „Boierl“ (= kleine Beeren, gemeint waren die Haarbollen, die Samenkapseln) abgerupft. Die „Boierl“ kamen nun auf die „Bruck“ (Plattform aus Brettern), die sonnseitig aufgestellt war, um ein gutes Austrocknen der Samen zu ermöglichen. Damit die Hühner nicht naschen konnten, postierte sich die Auszugbäuerin (oder ein noch nicht arbeitsfähiges Kind) als Wächter. Nachtsüber wurde „s Linsad“ zugedeckt. Man benötigte es in erster Linie als Saatgut für das nächste Jahr, auch diente es häufig als Hausmedizin bei Krankheit von Mensch und Tier. Leinölstampfen, in denen das Leinöl ausgepreßt wurde, gab es in der unmittelbaren Umgebung keine, zumindest keine „gewerbsmäßig“ betriebenen. Wahrscheinlich haben die Bauern in kleinen „Handstampfen“ auf dem eigenen Hof das für die Beleuchtung notwendige Öl gewonnen. Aber auch solche Handstampfen sind nicht mehr aufzufinden.

Das Flachsstroh kam nach dem Riffeln in die „Haarrötz“ (= mit Holz ausgezimmerte, etwa 3 Meter tiefe Wassergräben zum „Einnötzen“ = Einwässern, Naßmachen des Flachses), wo sich in einem Gärungsprozeß die einzelnen Pflanzenschichten voneinander lösten. Nach ungefähr 14 Tagen konnte der „Haar“ nach sorgfältigem Durchspülen in reinem Wasser und nach dem Trocknen auf der „Hofwies“ wieder in „Binkel“ gebunden werden, bevor man ihn in der Scheune lagerte.

Erst nach Allerheiligen, wenn die wichtigeren Arbeiten auf den Feldern (Düngung, Umbruch, Anbau u. ä.) und im Stadel (Dreschen) vorüber waren, besann man sich – meist war es schon tiefer Winter – wieder der Flachsbinkel. Sie wurden auf Schlitten geladen, und am nächsten frühen Morgen (mitunter schon um drei oder vier Uhr) fuhr man sie zur „Hoarstub’n“. Die nächstgelegene Haarstube befand sich in Edenaicht unterhalb des Petergutes und bestand aus Lehmwänden und einem Strohdach. Durch ein starkes Feuer auf der Heizstelle in der Mitte der ziemlich geräumigen Haarstube wurde die letzte Feuchtigkeit aus dem ausgebreiteten Flachs getrieben. Die Scheiter zur Feuerung mußten selbst-

verständlich vom jeweiligen Bauern selbst beigestellt werden. Zum nächsten Arbeitsgang, dem „Brecheln“, kamen meist auch Arbeitskräfte aus der Nachbarschaft, denen man „eingesagt“ hatte. Es war ein staubiges Geschäft, darum hatte die Brechelhütte, die der Haarstube vorgelagert war, auch keine Seitenwände. Hier traten die Handbrecheln in Tätigkeit, durch die „s Hoargsod“ (verholzte Pflanzenteile) „gebrechelt“ (= in kleinen Abständen gebrochen) wurde. War in einem Jahr die Flachsernte recht geringfügig, so daß sich das „Haarstub'nfahr'n“ nicht lohnte, trocknete man das Flachsstroh im häuslichen Backofen, auch das Brecheln wurde dann daheim auf der Tenne durchgeführt. Die Haarstube in Edenaichet wurde in den zwanziger Jahren, nachdem sie lange nicht mehr benützt worden und schon sehr baufällig war, vom Besitzer niedergerissen.

Der nunmehr in „Bindl“ (kleine Bündel, anderswo auch „Zöpf“ oder „Zuagn“ genannt) geordnete Haar wurde zum Heimtransport wieder in „Binkel“ gebunden, sechzig „Bindl“ bildeten einen „Binkel“. Daheim setzte sich der große, mit Schwingbrettern versehene propellerartige „Blederer“ in Bewegung, er hatte einen Fußantrieb, so wie man ihn heute bei manchen Schleifsteinen noch sieht. „s Hoarschwinga“, wie diese Arbeit genannt wurde, konnte sich aber auch auf dem Schwingstock mit dem Schwingbrett abwickeln, das war freilich etwas anstrengender, da ja dabei das Schwingbrett mit der Hand auf den Flachs geschlagen werden mußte. Die letzten noch anhaftenden Holzteilchen wurden mit den „Hacheln“ (nägelsbesetzte Bretter) aus dem Flachs entfernt. Zugleich kämmte man die weniger wertvollen kurzen Fasern („Weri“, auch „Grobweri“ = Grobwerk) aus dem Langhaar. Je sauberer und öfter der Haar gehachelt wurde, desto wertvoller wurde das Flachsgarn, während das Grobwerk als Dichtungsmaterial (heute als Isoliermaterial), im besten Fall als Rohstoff für eine „rupferne“ Leinwand (Gobleinen) diente. Den Feinhaar ordnete man zu leichtgeflochtenen Zöpfen, 2 bis 3 „Zöpf“ (oder „Zuagn“) bildeten ein „Reisl“ (Bündel), 2 bis 3 „Reisl“ einen „Rupf'n“. Nach dem Lösen wurde der „Haarrupf'n“ vor dem Spinnen auf den Spinnrocken gebunden. An den Winterabenden surrten nun bis spät in die Nacht in den Bauernstuben die Spinnräder, fleißige „Weiberleuthänd“ spannen das Flachsgarn. Dabei ging es oftmals recht lustig zu, wenn die Nachbarsleute zur „Rockaroas“ zusammenkamen, um zu „roasln“ (= sich zu unterhalten). Scherz, Spiel, Gesang und Tanz fügten sich ermunternd in den Arbeitsablauf ein.

Die Spule mit dem Garn wurde auf das sogenannte Abspulstockerl gesteckt und der gesponnene Faden auf die „Haspel“ gewickelt. Ein Mechanismus, bestehend aus Schneckengewinde, Zahnrädern und einer sich spannenden Holzfeder, besorgte dabei automatisch das Zählen der Umdrehungen. Nach 60 bis 100 Umdrehungen (je nach Bauart des Mechanismus) schnellte die Feder ans Holz, so daß es schnalzte. Das war die Maßeinheit „Schnalz“ (auch „Schnapper“), deren zwölf bis vierzehn einen Strähn ergaben. Nun war aber das Garn noch immer nicht webfertig, es mußte erst durch ein Laugenbad (Holzaschenlauge) in einem Holzzuber und ein darauffolgendes Spülen in reinem Wasser (ein Vorgang, der sich mehrmals wiederholte) nach und nach heller und glänzend werden. Nachdem es im Freien oder in der „Haodüln“ (Hochdiele = Dachboden) getrocknet worden war, brachte man es zum Leinenweber. Der letzte Angehörige dieser Zunft war in dieser Gegend der Weber in Utzenaich namens Kaufmann. Dieser holte mitunter, wenn er Zeit hatte, selber die Strähne vom Bauern ab und brachte schließlich auch wieder das fertige Leinen, das nach dem Bleichen auf der Wiese – in Ballen geordnet – in einer Leinwandtruhe oder in einem

Schubladkasten aufbewahrt wurde, bis man es brauchte. Die Verwendung der Leinwand war ziemlich vielseitig, man verarbeitete sie zu Tisch-, Bett- und Leibwäsche, zu „Mannerleuthosen“ und zu den oft kunstvoll beschrifteten „Gradlsäcken“, von denen im Heimathaus eine ganze Truhe voll zu sehen ist.

So gibt das Osternacher Heimathaus einen reichhaltigen und tiefen Einblick in die bäuerlichen Arbeiten und deren Durchführung in vergangenen Jahrzehnten. Nicht lange mehr wird es dauern, dann sind auch die letzten Zeugen dieser Arbeitsformen und Lebensgewohnheiten aus den heutigen bäuerlichen „Betrieben“ verschwunden. Umso dankenswerter muß es uns deshalb erscheinen, daß es neben öffentlichen Körperschaften und Institutionen auch einzelne Menschen gibt, die sie – in idealer Weise und unter finanziellen Opfern – uns und der Nachwelt erhalten.

Das „Heimathaus“ in Osternach unterscheidet sich von den anderen „Heimathäusern“ in verschiedenen Märkten und Städten auch dadurch, daß es nicht „museal“ ist wie diese, sondern sozusagen noch lebt. Es dient nämlich wirklich als „Heimat“, die der Besitzer, seine Familie und seine Verwandten in Urlaub und Freizeit aufsuchen und bewohnen. Diesem Aufenthalt fehlt dabei jeder sektiererhafte Beigeschmack von „Leben nach Altvatersitte“, da die Bewohner des Heimathauses auch die angenehmen Errungenschaften der modernen Technik nicht zu vermissen brauchen. Eine kleine Elektroküche, eine Bade- nische und sanitäre Anlagen sind so in das Haus eingebaut, daß sie den Charakter des Gebäudes in keiner Weise stören. Und so ist es möglich, daß man in diesem „Heimathaus“ bequem wohnen kann und gleichzeitig den immer schwächer werdenden Tönen verklingender bäuerlicher Vergangenheit des Innviertels zu lauschen vermag.

QUELLEN: Chronik des Pfarramtes Ort im Innkreis; Auskünfte der Geschwister Reinthaler, Osternach; Josef Schönecker: „Aus der Heimatsube unserer Hauptschule“ (Innviertler Heimathefte, Taufkirchen an der Pram, Heft 2, 1964. Druck: OÖ. Landesverlag, Ried im Innkreis).

BILDER: Dechant Augustin Gadringer (1, 2, 3, 4, 5, 6, 7, 8, 9, 10, 11),
Oberlehrer Karl Hölzl (8).

- 1 Das Kirchlein von Osternach,
ein jahrhundertealtes Denk-
mal dörflicher Gläubigkeit



- 2 Außenansicht des Heimat-
hauses in Osternach



- 3 Die zwölf „Bachschala-Ge-
schwister“, die zu Pfingsten
1962 ihre gemeinsame „800-
Jahr-Feier“ begingen. Ganz
rechts stehend Baumeister
Alois Reinthaler, der Erbauer
und Gestalter des Heimat-
hauses Osternach, ganz rechts
sitzend Karoline Reinthaler,
die das Heimathaus liebevoll
betreut





4 Die frühere „Schmiedbruck“ dient als erster Schauraum und als Stiegenaufgang

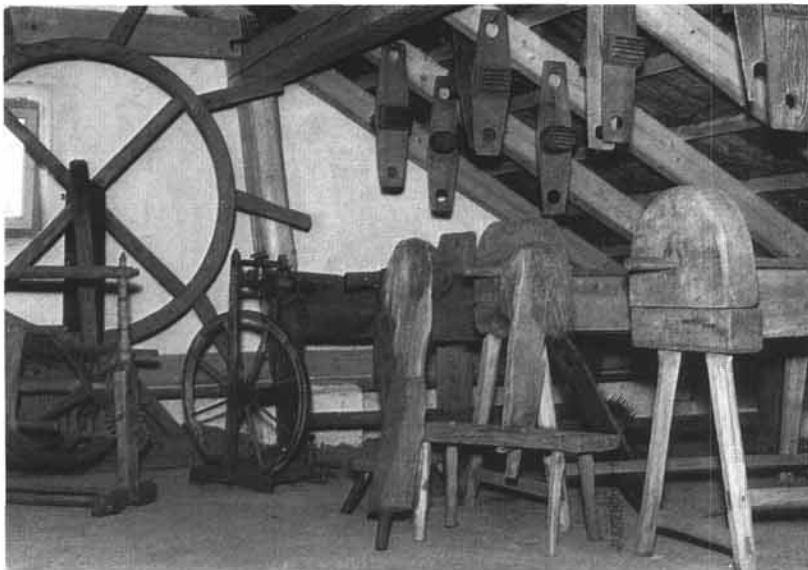


5 Der Herrgottswinkel, der im Stubenteil die Eßecke mit Tisch und Bänken abschließt, weist eine Holzvertäfelung auf, in die Inschriften und Illustrationen aus Bauernkastentüren eingesetzt sind

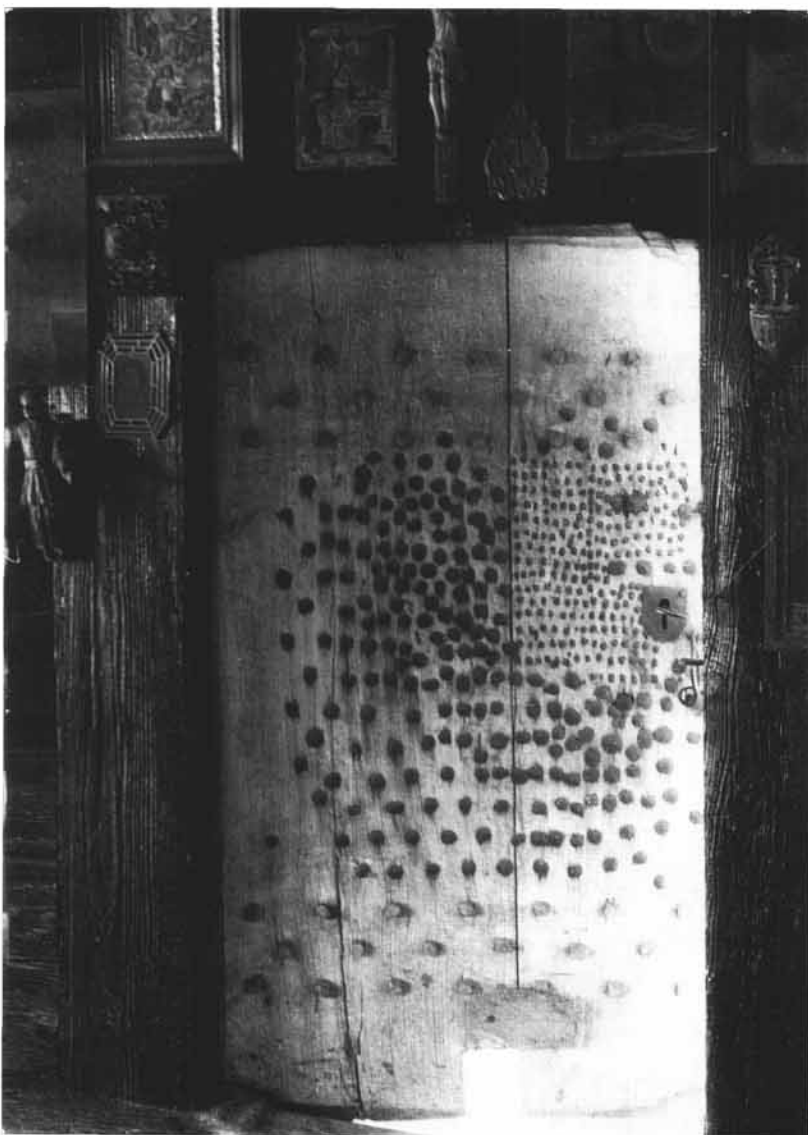


6 Im „Schlafstübl“. Links die alte Wiege, in der nacheinander die achtzehn „Bachschalakinder“ lagen

- 7 Werkzeuge und Geräte für die Flachsbearbeitung: „Schwingblöder“, Haspel, Spinnrad, Handbrecheln, Schwingstöcke und Hacheln



- 8 In den westlichen Vorraum führt diese ehemalige „Troackkastentür“. Hunderte handgeschmiedete Nägel sicherten ihr hölzernes Schloß. Unten das „Katzentürl“





9 Alte Schneidstöcke zum Häckseln von Heu, Klee oder Stroh stehen in einer der beiden Dachkammern. Daneben ein großer hölzerner Krauthobel



10 In der nach Süden zu offenen überdachten Vorhalle befindet sich dieser große Göppel, an dem fast alles aus Holz besteht



11 Manche der hier ausgestellten Mostpressen und Obstmühlen mit großen granitenen Mahlsteinen weisen schöne Schnitzornamente auf